



Ein Krankenbesuch.

fruchtbaren Provinz Embatta geschickt. Kaum hatten sie die Grenze überschritten, so wurden sie von einer solchen Menge nach der Taufe verlangender Neger umringt, daß sie sich genötigt sahen, Tag und Nacht zu predigen und Unterricht zu erteilen, und kaum mehr Zeit fanden, ihr Brevier zu beten und etwas Speise zu sich zu nehmen. Bei den älteren Leute hatten sie ihre liebe Not, ihnen die notwendigsten Glaubenswahrheiten beizubringen und mußten sie ihren Unterricht beständig wiederholen. Manche Neger beklagten sich auch über die vielen Fragen und Förmlichkeiten und konnten gar nicht begreifen, weshalb denn die guten Missionäre so viel Umstände machten, bis sie ihnen „ein wenig Salz auf die Zunge legten“. Mit dem letzteren Ausdruck pflegten sie nämlich die hl. Taufe zu bezeichnen.

Inzwischen war seitens des Häuptlings der Provinz eine Einladung eingetroffen, die beiden Missionäre möchten nach der Hauptstadt von Embatta kommen. Sie brachen alsbald auf, denn eine so günstige Gelegenheit, sich den Schutz und die Gewogenheit eines so einflußreichen Mannes zu erwerben, wollten sie nicht veräumen. Etwa sechs Meilen vor der Hauptstadt kam ihnen ein Minister des Häuptlings entgegen, führte sie in eine aus Bambusstangen und Palmzweigen hergestellte Hütte, wünschte ihnen eine angenehme Ruhe und empfahl sich dann unter vielen Bücklingen. Die Hütte hatte einen kleinen Vorplatz und zwei Kammern, in welchen sich Rasenbänke befanden, die als Betten dienen sollten.

Von einem heftigen Platzregen bis auf die Haut durchnäßt, baten die beiden Missionäre um etwas Holz, um ein Feuerchen anzumachen und ihre nassen Kleider trocknen zu können; und weil das Wasser in die tief liegende Hütte von allen Seiten eindrang, machten sie zu diesem Zwecke in der Mitte eine kleine Erhöhung aus Erde. Allein, sie warteten vergebens auf Brennholz und auf ein Abendessen, dessen sie doch so sehr bedurft hätten. Endlich streckten sie sich, nachdem sie ihr Brevier gebetet hatten, auf ihr hartes Lager nieder und versanken vor übergroßer Müdigkeit bald in einen tiefen Schlaf.

Am anderen Morgen erschien schon bei Tagesanbruch der Minister und erkundigte sich teilnehmend nach ihrem Befinden und fragte, ob sie gut geschlafen hätten. Sie dankten für die freundliche Nachfrage, sprachen aber offen ihre Verwunderung darüber aus, daß man sie, ob schon von dem weiten Marsche und heftigen Regen ganz erschöpft und durchnäßt, so ohne jegliche Hilfe gelassen habe. Der Minister aber erwiderte mit der freundlichsten Miene von der Welt: „Seid überzeugt, meine lieben Väter, daß unser Herr und Gebieter recht wohl weiß, was er zu tun hat. Wenn er Euch keine Lebensmittel schickte, so geschah das keineswegs aus Nachlässigkeit oder Mangel an Achtung, sondern nur, um die Landessitte nicht zu verletzen. Denn will man bei uns einen Gast recht ehren, so darf man ihm in der ersten Nacht weder Speis noch Trank vorsehen.“

Bei näherer Erkundigung erfuhren die beiden Kapuziner, daß sie noch von Glück reden konnten; denn gewöhnlich pflegte man die Neuankommenden auch noch gehörig durchzuprügeln, nicht aus Feindschaft, sondern um ihnen zu verstehen zu geben, zu welcher mutigen und tapferen Leuten sie gekommen. „Seht, welche Helden wir sind,“ wollten sie ihnen sagen, „und wie erbärmlich es denen ergehen würde, die es wagen sollten, Hand an Euch zu legen!“

Bald erschien mit einem großen Gefolge der Fürst persönlich und führte sie unter allen möglichen Ehrenbezeugungen in seine Hauptstadt ein. Hier wies er ihnen eine Wohnung an und versah sie mit Lebensmitteln, welche in einem Huhn, zwei Säckchen Mehl und etwas gesalzenem Elefantenfleisch, einem nach Negerbegriffen königlichen Schmause, bestanden.

Die Provinz Embatta hatte einen bedeutenden Umfang und eine zahlreiche Bevölkerung. In der Hauptstadt selbst fanden jedoch die Missionäre ein schlechtes Arbeitsfeld; das Haupthindernis für die Befehrung der Schwarzen bildete die Vielweiberei. Sie beschlossen daher eine Rundreise durchs ganze Land anzutreten. Hier fanden sie zwar Leute genug, welche willig die Lehren des Christentums annahmen, d. h. sie glaubten alles, was die Missionäre predigten und waren gerne bereit, sich taufen zu lassen; doch von ihren alten, verkehrten Gewohnheiten wollten nur wenige lassen. Mancher Unverschämte sagte den Missionären sogar ins Gesicht, sie seien nur deshalb von Europa fortgegangen, weil sie dort nichts zu essen gehabt hätten, und wollten sich nun hier, im reichen fruchtbaren Afrika gütlich tun.

Da zuletzt ihre Stellung immer schwieriger wurde, und sie oft kaum wußten, wie sie ihr Leben fristen sollten, beschlossen sie, nach San Salvador zurückzukehren. Der Weg war weit, und die schmalen Pfade waren so mit Dornen und Schilfrohr überwachsen, daß die armen Missionäre mit zerfleischten Füßen und ganz mit Geschwüren bedeckt, dort ankamen. Erst nach einem Krankenlager von vier Monaten konnten sie ihre Arbeiten wieder aufnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krankenbesuch.

Vom Hochw. P. Maurus Kalis, R. M. M.

Himmelberg. — Daß der Priester manchmal auch zur Nachtzeit zu einem Kranken gerufen wird, ist gerade nichts Auffälliges, allein jüngst hatte ich einen Krankenbesuch unter etwas ungewöhnlichen Umständen, sodaß ich glaube, davon auch im „Bergzweimicht“ erzählen zu dürfen.

Zunächst ein Wort über Krankenbesuch beim Kaffern im allgemeinen. Der Schwarze weiß, daß der Missionär die Pflicht hat, „allen alles zu sein“, und darnach richtet er sich in der Praxis, ohne sich viele unnütze Gedanken darüber zu machen, daß andere auch noch versorgt sein wollen, und nicht er allein. Für gewöhnlich ist das nicht schlimm; mit Kindern muß man Geduld haben, und ein Kind bleibt der Durchschnittskaffer sein Lebtag.

Unangenehm wird die Sache jedoch, wenn für den Missionär irgend ein Hindernis dazwischen tritt, wenn er z. B. sonstige dringende Arbeiten hat, oder soeben mit seinem abgekehrten Pferd von einem langen Ritt müde nach Hause kam. Nicht selten erfolgt gerade unter solchen Umständen ein neuer Krankenruf. Nach Aussage des Boten ist Gefahr auf Verzug, bis morgen darf man unmöglich warten. . . Wer den Kaffer kennt, weiß, daß er in solchem Falle meistens übertreibt, allein, ganz sicher ist man doch nicht; es könnte diesmal doch zutreffen und wirklich kein Augenblick zu verlieren sein.

Doch nun zu unserm konkreten Fall. Ich hatte eben meine erste Woche in „Himmelberg“ zugebracht, und wollte nun auch meinen Nachbar, den Hochw. P. Erasmus, in „St. Michael“, besuchen. Da die beiden

Missionsstationen durch die von Esperanza nach Donnybrook führende Bahnlinie miteinander verbunden sind, benützte ich die Gelegenheit und fuhr ausnahmsweise mit der Bahn. „St. Michael“, das ich zum erstenmale sah, wurde besichtigt, seine romantische Lage bewundert und gebührend gepriesen.

Nach dem Abendessen saßen wir noch längere Zeit bei hellem Mondschein im Freien, unterhielten uns mit schwarzen Katecheten von St. Michael und sprachen, wie es sich gerade traf, dies und das über altheidnische Kaffergebräuche, Aberglauben, Spukgeschichten usw. Endlich begaben wir uns zur Ruhe.

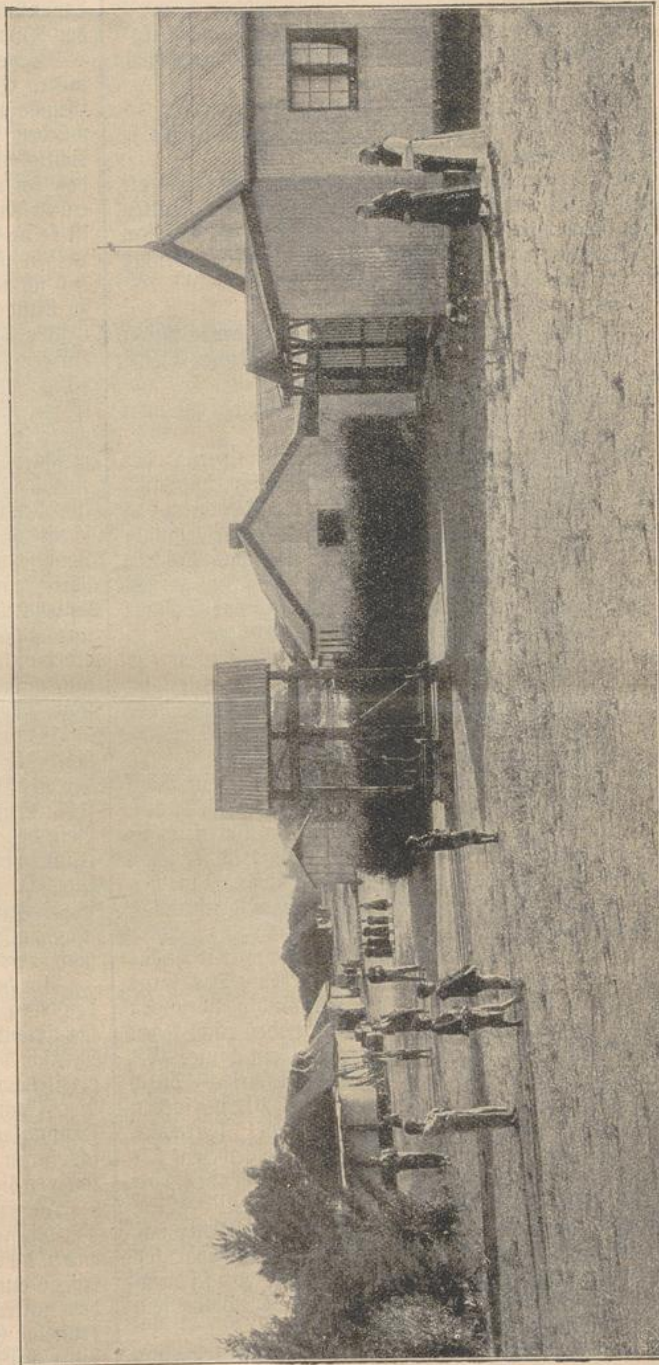
Ob ich nun mitten in der Nacht von selbst aufwachte oder geweckt wurde, weiß ich nicht sicher; ich weiß nur, daß ich noch im Halbschlaf war, als ich klopfen hörte. Dadurch ganz wach geworden, jedoch nicht sicher, ob ich auch gut gehört, — es war eine etwas windige Nacht — blieb ich liegen. Nach einer langen Pause klopft es wieder. Diesmal habe ich mich nicht getäuscht. Ich antworte mit „Ja“, stehe auf und zünde ein Licht an, in der festen Meinung, ich sei geweckt worden, weil es eben Zeit zum Aufstehen sei. Ein Blick auf die Uhr belehrte mich jedoch, daß kaum die Mitternacht vorüber war. Ich muß mich also doch getäuscht haben, denke ich, blase das Licht wieder aus und lege mich neuerdings ins Bett.

Nach einer abermaligen langen Pause klopft es wieder. — Na, das geht doch offenbar nicht mit rechten Dingen zu! Auf fremder Station, wo man sich, wenn etwas vorkommen sollte, nicht an mich wenden wird, dieses Klopfen um Mitternacht, mit so langen Zwischenräumen, ohne daß man ein Wörtchen hört. — Sollte es in dem Zimmer spuken? Oder spukten bloß noch die famosen Spukgeschichten vom letzten Abend in meinem Kopfe? In „St. Michael“ hat man übrigens von dergleichen Sachen schon viel gehört. Spuk und Zaubergerichten, Wunder ganz merkwürdiger Art, Besessenheit, große und kleine Irrlichter usw., das war alles schon vorgekommen, und ich selbst hatte erst vor wenigen Stunden leuchtende Johanniskäferchen, oder was es war, die Menge umherfliegen sehen. Sollte nun einer aus dem Reiche der Schatten auch mir einen Besuch abstatten wollen, um mich zu überzeugen, daß doch „etwas daran sei“? — Diese und ähnliche Gedanken schwirrten mir im Kopf herum.

Um mir Klarheit zu verschaffen, rufe ich auf deutsch: „Was gibt es denn? Wer ist da?“ — Und siehe, der „Geist“ antwortet ebenfalls in geläufigem Deutsch: „Ein Kranker ist da!“ —

Ein sonderbarer Kranker das, der persönlich kommt, mich zu rufen, anstatt, wie üblich, einen Boten zu schicken. Nicht das nicht ebenfalls nach Spuk? — „Wo ist denn der Kranke?“ frage ich. — „Draußen, bei den Kaffern, weit weg!“

„Ah so! Aber, was hab' denn ich damit zu tun? Es ist doch nicht meine Sache, hier in „St. Michael“ Kranke zu versehen? Wer sind Sie denn eigentlich?“ „Bruder Juniperus.“



Missionsstation Himmelberg.

Jetzt geht mir endlich ein Licht auf! Mein guter Br. Juniperus ist in löblichem Seeleneifer mitten in der Nacht von „Himmelberg“ herübergekommen, um mich zu rufen.

Ich kleide mich an und gehe hinaus. „Ist's wirklich

notwendig?" frage ich den Bruder. „Ist große Gefahr, oder ginge es vielleicht an, daß ich erst m o r g e n mit der Bahn heimkomme?"

„Ja, die Person ist sehr schwer krank; sie befindet sich in Todesnot." — „Wissen Sie den Kraal, wo sie liegt?" — „Nein."

„Wo ist denn der Bote, der mich in „Himmelberg" zur Kranken holen wollte?" — „Der ist heimgegangen, wird aber morgen wieder kommen."

„Haben Sie ein zweites Pferd mitgebracht?" — „Nein, nur eines; aber das ist für S i e, ich selbst will zu Fuß zurückkehren."

„Schon gut, aber ich bin hier fremd und kenne die Gegend nicht; wie soll ich, wenn ich allein reite, mitten in der Nacht den Weg finden? Nun, ich muß eben im Schritt reiten, und Sie können als Wegweiser nebenher gehen. Doch, wo ist denn das Pferd?"

„Das hat mir jemand weggenommen?"

„Unmöglich, wer sollte denn hier auf der Station ein Pferd wegnehmen, jetzt bei nachtschlafender Zeit? Hatten Sie das Pferd angebunden?"

„Nein, ich ließ es draußen grasen, und da hat man es weggeholt."

Ich kannte meinen guten Bruder Juniperus, der seinem großem Namenspatron alle Ehre macht, und blieb ruhig. Wozu auch sich ärgern? Man macht dadurch das Geschehene doch nicht ungeschehen; wartet man geduldig zu, so stellt sich in der Folge vielleicht doch das Richtige heraus, oder man erkennt wenigstens, daß im großen Ganzen alles seinen richtigen Platz hat und das Seinige zum gewünschten Ziele beiträgt.

Bruder Juniperus machte sich nun ans Suchen; ich aber weckte Bruder Medard, den Stationschaffner, sowie P. Erasmus, den Superior, und beratschlagte, was unter den obwaltenden Umständen zu tun sei. Der einstimmige Beschluß war: „Wir müssen warten."

Es wurde 5 Uhr, bis Bruder Juniperus sein Kößlein fand; und bis wir nach Himmelberg zurückkamen, war es Mittag. Ich frage sofort nach dem Boten; er ist noch nicht da. „Lebt die Kranke noch, oder ist sie schon gestorben?" Niemand weiß es. Doch siehe, zehn Minuten später trifft der schwarze Bote ein, und ich mache mich sofort auf den Weg.

Eben reite ich im Schritt — der Bote war etwas zurückgeblieben — an einem Kraal vorbei. Das Gras war hier so üppig, daß es sich vollständig über den Fußpfad zusammenschloß und ich den Boden nicht sehen konnte. Da plötzlich ertönt hinter mir ein lautes Geschrei. Ich schaue um, und — o Schrecken! — durch das Grasgewölbe, daß ich mit meinem Pferde soeben passirt hatte, bohrt sich ein schwarzer Kopf! Fürwahr, wäre es der Kopf einer gehörnten Schlange gewesen, wie sie nach Aussage der Kaffern in diesen Gegenden vorkommen sollen, ich wäre nicht so erschrocken. Denn, was ich da vor mir, oder besser gesagt, hinter mir sah, war nicht der Kopf eines Drachen oder einer gehörnten Riesenschlange, sondern der eines kleinen K a f f e r n j u n g e n, der unter dem schattigen Grasgewölbe sein Mittagschläschen gehalten hatte.

Der Junge mochte etwa drei Jahre alt sein und blickte ganz entsetzt nach mir und meinem Pferd, sodaß ich fürchtete, er möchte etwa durch den Tritt des Pferdes eine gefährliche Verletzung erlitten haben. „Was ist Dir geschehen?" rufe ich ihm zu. Meine Stimme bringt den Kleinen wieder zu sich; zugleich scheint ihm die Erkenntnis aufgegangen zu sein, daß es noch etwas Nützlicheres gebe, als zu schreien und zu weinen, denn plötzlich

springt der kleine Wicht auf und rennt über Hals und Kopf davon. Nun, damit war meine Frage klar und deutlich genug beantwortet, und ich konnte getrost weiterreiten. Der in seinem Mittagschläschen gestörte Junge aber, der diesmal noch mit dem bloßen Schrecken davonkam, dürfte in Zukunft etwas vorsichtiger sein bei der Auswahl seiner Lagerstätte.

Wegen meiner Kranken beunruhigte ich mich nicht mehr. Ich war fest überzeugt, daß keine unmittelbare Gefahr vorhanden sei, obshon der Bote äußerte, wir würden sie wohl kaum mehr am Leben treffen. Und richtig, als ich endlich beim betr. Kraale ankam, fand ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Wie die Krankheit enden wird, weiß ich allerdings nicht, aber gegenwärtig ist keine Gefahr vorhanden. Die Kranke selbst hielt ihr Leiden für tödlich; es war mir dies insofern angenehm, daß ich mir nun keine Mühe zu geben brauchte, sie dahin zu bringen, sich auf den Tod bereit zu halten.

Es handelte sich hier um eine junge Person, die vor einigen Jahren in Todesgefahr getauft worden war, und die, wie das in solchen Fällen leider nur allzu oft geschieht, später, nachdem sie wieder gesund geworden war, sich wenig um die Taufe und die übernommenen Christenpflichten gekümmert hatte. Erst jetzt, da sie dem Tod ein zweitesmal ins Auge schaute, kam ihr alles wieder ins Bewußtsein. Ich unterrichtete sie, machte sie ungeschult auf ihre Treulosigkeit gegen Gott und ihren Leichtsin in Sachen des Seelenheiltes aufmerksam, und hörte dann ihre Beichte, die erste ihres Lebens. Gopfenlich war ihre diesmalige Befehrung eine aufrichtige und andauernde. Allem Anscheine nach war sie jetzt in einer guten Verfassung, und ich trug ihren Angehörigen auf, mich sofort in Kenntnis zu setzen, falls sich ihr Zustand verschlimmern sollte. Dann ritt ich wieder heim.

Es verging eine Woche und darüber; ich erhielt keine Nachricht. Eines Tages treffe ich einen Verwandten der Kranken, denselben, der mir beim ersten Besuche als Führer gedient hatte. Ich erkundigte mich nach ihrem Befinden; die Antwort lautet: „Sie ist krank, schwer krank, verlangt sehr nach Unterricht usw." Ich verspreche, in zwei Tagen zu kommen, denn es war damals schon ziemlich spät, ich selbst sowohl, wie mein treues Kößlein, waren müde, und der betreffende Kraal liegt ganz abseits.

Am bestimmten Tage also mache ich mich wieder auf den Weg, finde aber zu meinem Erstaunen den Kraal der Kranken mit einem Hängehloß abgesperrt. Kein Mensch, d. h. kein Erwachsener ist da, mir Auskunft zu erteilen; nur einige Kinder, die bei meinem Erscheinen die Flucht ergriffen hatten, standen in einiger Entfernung am Rande einer Klust, bereit, darin zu verschwinden, falls es die persönliche Sicherheit ratsam erscheinen ließe.

Ich rufe ihnen zu und frage, ob nicht eine kranke Person hier sei? Die Kleinen erklären rundweg, daß sie weder hier, noch in der Nachbarschaft von einer Kranken irgend etwas wüßten. Ich stutze; — sollte ich etwa vor dem unrechten Kraale stehen? Möglich wäre es schon, denn die Gegend ist mir, dem Neuling, noch keineswegs hinreichend bekannt. Ich reite eine Strecke weiter, dem nächsten Hügel zu und halte Umschau; doch der Zweifel bleibt. Ich will zu dem erstgenannten Kraale zurück, doch die Kinder machen mir schon von Ferne Zeichen nach einer anderen Richtung hin, ungefähr nach dort, von wo ich gekommen. Ich folge ihrem Wink und sehe mich dann abermals um; vergebens, der gesuchte Kraal ist nirgends zu finden. Die Kinder haben mit ihrem

Zeichen offenbar nur den Zweck verfolgt, den gefährdeten Besucher fernzuhalten.

Je länger ich schaue, desto gewisser wird es mir, daß ich zuvor doch beim richtigen Kraal gewesen. Ich kehre ein zweitesmal dorthin zurück, allein die Kinder sind verschwunden und weigern sich, auf mein Rufen zu reagieren. — Jetzt reite ich nach der entgegengesetzten Richtung zu den nächstgelegenen Kraals und halte Nachfrage. Die Leute bestätigen mir, daß ich beim rechten Kraal gewesen und erklären, daß ihres Wissens die Kranke dort sein müsse. Ich reite ein drittesmal zurück. Die losen Kleinen aber, die, während ich auf der benachbarten Anhöhe mit den Leuten sprach, aus ihren Schlupfwinkeln herausgekrochen waren und zu mir herübersehen, waren, als ich zurückkam, abermals wie in den Boden versunken. Ich durfte suchen und rufen, solange ich wollte, ich erhielt keine Antwort, und es blieb mir

geben. (Diese Behauptung kommt mir übrigens ganz ungläublich vor!) Das Mädchen bittet um Unterricht in der christlichen Religion usw. usw.

Schon gut, aber aus dem Loch muß sie heraus. Es ist ohnehin zeitraubend genug, solch' einzelne Personen in ihren Kraals zu unterrichten, doppelt schwierig aber, wenn sie in Schluchten wohnen, wo man kaum zu Fuß, geschweige denn auf einem Pferde hinkommen kann.

Um des hl. Glaubens willen.

Von Schw. M. Maximiliana Diefenbeck, C. P. S.

Clairvaux. — Mpenduka, ein etwa zwanzigjähriges Kaffernmädchen, das früher die Missionschule in Clairvaux besucht hatte, wurde von ihrem Vater gegen alles kaffrische Herkommen ohne den üblichen Kaufpreis und ohne Trauung einem heidnischen Manne beigegeben, der



Kapelle und zugleich Schule in Dumisa.

schließlich nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge wieder heimzureiten.

Auf dem Rückwege treffe ich den Better der Kranken wieder, der mir schon wiederholt „Auskunft“ gegeben hatte. Ich frage ihn, ob das Mädchen vielleicht wieder gesund geworden sei. „Nein“, beteuerte er, „sie ist krank, schwer krank.“ — „Wo ist sie denn gegenwärtig?“ — „Nun, wo soll sie sein? Offenbar in ihrem alten Kraal, sonst nirgends.“ — Da ließ sich Verschiedenes denken und sagen . . .

Drei Tage später schickte ich einen schwarzen Katecheten hin, um die Geschichte auszukundschaften. Das Resultat war: die nach Aussage der Kaffern totkrankte Person hat den bisherigen Kraal verlassen und sich nach einem andern begeben, der in einer schwer zugänglichen Schlucht liegt. (Der Katechet, ein gesunder Mann, war kaum imstande, dorthin zu kommen.) Der Hauptsache nach ist sie von ihrem Uebel genesen, doch kränkelt sie noch immer. Sie verließ den Kraal ohne Wissen der Kinder, darum konnten mir diese keinen Aufschluß

schon eine Frau hatte. In ihrem neuen Heime besuchte Mpenduka den Gottesdienst, den in Ermangelung eines Priesters ein schwarzer Katechet an drei Sonntagen im Monat abzuhalten pflegte. (Am vierten Sonntag kam der Priester persönlich.)

Da ihr jedoch der Mann den Besuch des christlichen Gottesdienstes verbot und sogar verlangte, daß sie sich nach heidnischer Art kleide, kehrte Mpenduka Mitte Juni 1910 nach Clairvaux zurück und bat um christlichen Unterricht und um die hl. Taufe. Der Unterricht wurde ihr mit Freuden gewährt, mit der Spendung der hl. Taufe wollte der P. Missionär noch warten.

Einige Tage darnach erschien auch ihr angeblicher Mann auf der Missionsstation und forderte die Rückkehr seines Weibes. Letztere aber war gegen alle seine Bitten und Schmeicheleien taub, sodaß er mit leeren Händen abziehen mußte. Auch die Drohung mit Anwendung heidnischer Zauberkünste, die der Mann in einem benachbarten Kraale, in dem er Einkehr genommen, fallen ließ, verfingen bei Mpenduka nicht.